

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Altdeutsche Weinpoesie.

Von Dr. Paul Landau.

Ein gutes Weinjahr soll uns diesmal besichert sein, und die Ernte wird eine reiche Fülle edlen Nasses in Faß und Keller bringen. Freilich, viele werden von diesem Segen nichts verspüren. Wie nach dem Mißbrägen Kriege könnten wir auch eine „Klagred' Bacchi“ anstimmen, die damals in beweglichen Versen meinte, der Wein sei „abläßig geworden“ und wolle mit dem gemeinen Bürgervolk nichts mehr zu tun haben. Der Stoßkrieger, daß der „edle Rebenlaß“ nur noch etwas für vornehme Herren und reiche Leute sei, kehrt im 17. und 18. Jahrhundert dann des Öfteren wieder. Aber wenn die Deutschen auch nicht mehr so viel Wein trinken konnten wie früher, so haben sie ihn dafür um so fleißiger bezeugt. Die Anatroniker der Kolonialzeit haben bei Gläsern voll Wasser und Bier ihre Stimmen auf den „Sorgenbrecher Cocus“ angestimmt, und überhaupt ist gar manches herrliche deutsche Weinkleid von einem Munde gesungen worden, der nicht allzu viel des köstlichen Nasses in seine Rehle gleiten lassen konnte. So haben wir Deutschen fast mehr noch als in dem bereits von Tacitus getadelten Trinken in der Trinkenpoesie gelebt, und wenn man eine so vorzügliche Sammlung der schönsten „Caus- und Trinksieder der Weltliteratur“, wie sie Klöpper in seinem bei Erich Reiß in Berlin erschienenen „Trunkenen Lied“ zusammengestellt hat, durchblättert, so findet man, daß sich höchstens noch die Griechen und die Perser als leuchtfröhliche Sängere neben uns leben lassen können, daß aber kein Volk den Durs so verberstet hat wie das deutsche. Klassische Weinkleider haben uns die Claudius, Hebel, Goethe, Arndt usw. gesendet. Die schönste Weinpoesie, die noch viel zu wenig bekannt ist, verdient in diesen Tagen der Weinrente eine besondere Erwähnung.

Die alten Deutschen haben die von den Römern geerbte Kunst des Weinbaues mit großer Liebe und Sorgfalt aufgenommen und bald treffliche Sorten gezüchtet. Schon die lösenden Hexameter des ersten Nosteliedes, das der Römer Aulonius im 4. Jahrhundert n. Chr. sang, hallen wider vom Lob der köstlichen Mostweine, deren feines Aroma der Sohn Bordeaux dem Gewächs der Heimat gleichstellt. Ein Jahrhundert später erklingt ein anderer lateinischer Sängere des Most- und Rebenweines in dem frommen Benianus Fortunatus, und so löst der Preis des deutschen Weines bis in die Lieder der fahrenden Schüfer, jener Goliarden, in deren lateinischen Strophen bereits ein Unterton deutscher Weinpoesie mitschwingt. Nicht nur das Befehnis des genialen „Erzpoeten“: „Mihl est propositum in taberna mori“ — was Bürger überlebte: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Saufen sterben“ — sondern auch andere Carmina sind, z. B. in Goethes freier Uebersetzung, in un'er Kommerzbuch übergegangen; in den bröckelnden Reimen dieser verbummelten Laganen des frühen Mittelalters ist mit des Falles Grundgewalt der Ton deutscher Weinpoesie angeschlagen, wie er dann durch die Jahrhunderte fortlebt. Nur langsam beginnt sich das fröhliche Bedenklied der Studenten von den Fesseln der fremden Sprache zu befreien; doch immer lauter und heller klingen die deutschen Rhythmen hervor, und nachdem sich das deutsche Liebeslied im Minnelied befreit, klingen auch dem beseligsten Reiter die Laute der Muttersprache mitten hinein in die fremdartigen Verse.

Die ersten ganz deutschen Weinkleider erscheinen als Parodie der „hohen Lir“, da es dem ritterlichen Minnesänger nicht ziemte, so gewöhnliche Dinge wie das Trinken in den norchmenen Strophen seiner höfischen Dichtung zu feiern. Daher ist das älteste und wohl auch das berühmteste Weinkleid, das wir besitzen, die Verückung eines Minneliedes. Es lautet in der ältesten Fassung:

Den liebsten Puzlen, den ich han,
Der ist mit Reiten bunden
Und hat ein hübses Rößlein an,
Kriecht Franken und Gelunden,
Sein Name heißt Wein, ist er tapfer ein!
So wird die Stimm doch klingen:
Ein' Karren Trunk in einem Punt
Wilt ich mit'm Bruder bringen.

In ähnlicher Weise lebten sich die bestebten Weingrübe an die Parianorübe an, und dem Sehnüchter des ritter-

lichen Sängers nach dem Maizen legt der Trinker ein martiges Lob der edlen Reben entgegen:

Ku bis mit gott willkommen,
Du edler Rebenlaß!
Ich hab gar wohl vernommen,
Du bringst mir süße Kraft,
Laßt mir mein Gemüt nicht sinken
Und stärkt das Herze mein,
Darumb wöll'n wir dich trinken
Und alle fröhlich sein.

Waltber von der Vogelweide, der Dichter der „Rose“, schreibt freilich auch in seinem Weingedicht das höfische Ideal des Nosteliedes vor, aber in den Volksliedern findet sich nicht viel davon. Mit unendlichen Namen schmeißt der Sängere seinem Puzlen. „Ach, Du lieber Stallbruder mein, Krauseminte“, so redet er ihn an oder „Rebhans im Ränzelein“ oder mit überströmender Redseligkeit: „O Erdenblut; mein Lungenkhwamm; o Kragenpörlere; o Himmelstau, durchfeucht meines Herzens Au; Du mein liebes Rebenbrünlein; Gaumenkisel; Wendunmut usw.“. Der „Tummeler“, der große Humpen, der kein ehrlicher „Schlemmer“ ungeliebt von der Lippe löst, geht um, und der Trinker ruft aus: „Kriech' auf Gell, / laß rummer pahn! / Tummel dich, aus Weinlein! / Das Gläslein soll nicht stille stahn, / Tummel dich, aus Weinlein.“

Solch große Übung bildet natürlich keine Weinzungen aus, und so werden im langen Liede die Weinarten gewürdigt: Landenburger Riersteiner, Föhler „will aerrufen sein mit Richten“, „der Feinerech' löst mir einen Bod“, Wein zu Heimbach macht ziemlich schwach, so man zu groß tut saufen; der beste ist der Fürstenberger, „derelbia wählt zu Baderach Gott wöll' ihn wohl bewahren!“ Auch im mittelhochdeutschen Epos werden einzelne Weine gezeilt. In den Nibelungen der Rheinwein, im Nibeloh der „fränkische“, in der Geschichte vom Ibeln Weibe der „auße Rotehäre“, nur der bayerische Wein erfährt im „Kerner“ bitteren Spott. Es ist kein Ton der Trinkenpoesie, der nicht in dem weiten Bereich des mittelhochdeutschen Volksliedes angeschlagen würde. Der Sautaus flagt, der seinen leuten Heller durch die Guraler erlangt hat; Noah wird, wie löter von Wilhelm Müller und Kopisch, als Vater und Erfinder des Weines gezeilt; sogar acinisch umgedichtet erscheint das Weinkleid als Gesang frommer Lebenskrieger, und als eine Medizin gegen des Frauen verordneter Rebenlaß ein Sang aus dem Lieberbuch der Klara Hachlerin: „Wein Wein von dem Rhein / Lauter, klar und fein, / Deia Garb gibt gar lichten Schein / Als Kristall und Rubin.“

Die altdeutsche Weinpoesie beugnet sich nicht mit einzelnen Liedern, sondern sie tritt sich aus in größeren Gedichten. Eine Zecherackelhaft, die ins „Enalland“, d. h. ins Paradies des Raumes führt, wird mit unmaßhaltlicher Anschauungskraft in einem Epos vom Ausgange des 13. Jahrhunderts, der „Wiener Meerfahrt“, geschildert. In ihrer Trunkenheit bilden sich die Rumpfe ein, sie leiten auf einer Wiserfahrt zu Schiff nach Afrika. Was kann es anders sein als ein lässiger Sturm, der ihnen so taumelnd und lässig macht? Schließlich werfen sie einen über Bord, d. h. zum Fenster hinaus, daß er Hals und Beine bricht. „Aus den Phantasten löst unmaßlicher Gelage steigt übermenschlich vom Weindunst umwoben, der ein gewaltiges Symbol des altdeutschen Durstes, der weibliche Feld einer anderen Dichtung aus dem 14. Jahrhundert: „Der Weingewalt“. Ein einlamer Trinker vollbringt hier Ungehöriges auf der Zechbank vor dem Weinkleid: „Do huob er uf unde tranc ein trunc von weinsec schlunden“, so ruft er in-er wieder das feuchte Leitmotiv durch die behaglichen Verse. Immer häufiger leert er die Ranne immer mächtiger werden die Züge. Er weicht und wankt nicht, bis der ganze Trinkt des Nalles mit seinem Leibe Bermählung gefeiert hat. Und als sich die andern schon vor Staunen über seine Leistung nicht zu halten wissen, da fängt er erst richtig zu trinken an und grüßt den Herzog: „Wein, ich fülle die zu Füßen!“ Er trinkt, bis die Bank zertrübt, er trinkt, bis ihm der Gürtel plant; er trinkt, bis ihm das Hemd zerfällt. Da nicht er einen hirsledernen Koller an und einen eisernen Passer darüber und ist nun selbst geküßt gegen des Wines Drang, zum Hof geworden, gefüllt mit dem Festen, was ihn hoch über allen anderen Gütern der Welt steht.

Vielles gemaltene Heldeklid des Trinkens wird nur noch von einem einzigen Weingewalt: altdeutscher Weinpoesie übertrufen, von Richard Trunken Titaner, dem achten Kapitel seines „Gargantua“. Eine artharische Orde entspringt sich hier, ein einziger gewaltiger Homrus auf den Wein, an-

lebend mit dem Kassein der Kannen, dem Klingeln der Becher, dem Klingeln der Gieger, von dröhligen Geplauder und wunderlich tiefinnigen Reden bezaubert, geschmückt mit den schönsten Volksliedern, die sich wie ein fruchtbarer Kranz durch das Ganze hinstrecken und le härter der Geist des Weines die Gemüter besetzt, die Körfe durchläßt, die Augen erleuchtet, desto brausender brist der Zabel los, steinert sich das Stimmengewirr zum verzückten Wallen aus dem die Worte tiefinniger Tollheit und weisen Anstuns wie bunte Kugeln kuffliegen. Das Vorkühnnummen des einzelnen, das abgeriffene Einfallen der andern in die Melodie vom behaglichen Gebrumm und Juchzen der Schlemmer unterbrochen, schwillt an zum tiefinnigen Chor, zum bahntlichen Fortissimo dieser Weingewalt, derer löstübender Abermut, deren ausgelassenes Toben keine Grenzen kennt. Bis die schwere Müdigkeit alles in purpurne Schatten taucht, die Köpfe niederstinken und die Titaner in kurzen Schreien, in mühsam herausgebrachten Worten, in dem dunkeln Traumreich des dumpfen Weinklages vererdet. . . .

Grenzen der Körpergröße.

Der größte Mensch der letzten Jahre ist der holländische Riese van Albert mit 268 Meter Länge, der damit noch den leicht verstorbenen Riesen Mafra erheblich übertrifft. Stellt man einem solchen Riesen einen Zwerg von 53 Zentimeter Höhe gegenüber, so wirkt der Zwerg allerdings außerordentlich überraschend. Aber hier handelt es sich um anormale Entwicklungen; der Riese muß das maßlose Wachstum seines Knochengerüsts und seiner Muskeln im zweiten Jahrzehnt seines Lebens mit der mangelhaften Ausbildung der inneren Organe bezahlen, er hat an keinem eigenen Gewicht zu leiden, und ein Fall würde ihn nicht töten. Die typische Zwergengestalt macht mit kurzen Gliedmaßen, hohen Schultern, großen Köpfen, kumpfnahen Hüftgelenken, die wie zusammengebrückt ausbleiben, den Eindruck des Verküppelten. Die Natur ist wie Hermann Friedmann in „Aber Land und Meer“ ausführt, für eine bestimmte Norm ungewöhnlich auch an eine bestimmte Größe gebunden, die als gelegentlich empfunden wird, so werden alle Übergroßen und zwergenhaften Menschen als eine eigene Welt für sich angesehen, die in Schattenspiegeln vorzuführen wird. Die Größenunterschiede, die man beim Menschen schon als außerordentlich empfand, sind eigentlich recht gering. Mit 1,60 Meter Höhe ist man klein, mit 1,80 Meter schon ziemlich groß, das ist ein Größenunterschied von 8,9, der uns bei Tieren selten, bei anormalischen Völkern vollkommen unbeträchtlich erscheint. Bei Menschen ungleicher Größe verhalten sich alle körperlichen Erscheinungen, Gewicht, Blutdruck, Hauttemperatur in ganz verschiedener Weise. Der große Körper ist auf jeden Quadratzentimeter seiner tragenden Flächen und seines Muskelquerschnittes schwerer belastet; denn das Gewicht nimmt im Kubus, die Fläche nur im Quadrat des Größenunterschiedes zu. Der große Körper hat ein ein Übermaß an Wasser, er kleine einen Überschuss an Fläche. Der Körper ermüdet leicht, den Zwergen schafft der starke Wärmeverlust auf ihrer Hautoberfläche einen starken Appetit. Das Größenmaß erzwingt in jedem Organ einen völlig verschiedenen körperlichen Aufbau. 10 Zentimeter Größenunterschied bedeutet mit der körperlichen auch eine jeiliche Verchiedenheit, und deshalb nehmen wir Abstände wahr, die wir bei jedem andern Geschlecht überleben würden. Die Riesen und Zwerg, wie sie die Phantasie geschaffen hat, können, wenn sie durch ein Wunder in die Welt geleht wären, nur wenige Augenblicke leben. Der 17- bis 18 Meter hohe Riese, dessen Köpfe eine verhältnismäßig sehr große Höhe hätte, seine Köpfe seiner Körpergröße zu tragen hätte, dessen Gefäße, Muskeln, Sehnen mit zehnfachem Druck der Zug belastet wären, würde von seinem Gewicht erdrückt und erstickt werden, wenn ihn nicht schon zuvor der Fall aus 17 Meter Köpflöhe zerstückelt hätte. Die Haut der Pflanzener würde mit einer nervenlosen riesigen Fläche einen in mühten unverhältnismäßig vergrößerte Organe der Ernährung haben. Ihre Muskeln, die sein Gewicht zu tragen hätten, wären überflüssig und mühten verkümmern. Sie würden sich zappelnd bewegen und sie könnten bei ihrer Höhe von 15 Zentimeter mit hoher Sprünge machen, ihre Bewegungen hüpfend schmeiß sich überschlagen, hätte nichts Menschensähnliches. Es ist die gleiche rednerisch nachzuweisende Unmöglichkeit, die dem Flugermögen großer Tiere eine Grenze setzt. Wir sind Menschen mit menschlichen Eigenschaften kraft einer bestimmter Körpergröße, und alle Dinge, die wir schaffen, haben genau dieses unser Maß, die Wunder der Technik haben auch keinen andern Sinn und keine andere Möglichkeit, als auf irgend eine Weise unser eigenes Gewicht zu geben.

Die Steuererklärung.

Von Rudolf Prescher.

Ich hab' einen Freund, der weiß in Steuerfragen ausgerechnet Reicheid. Das ist ein Gottesskind. Denn sonst, wohin kam' ich, ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus.
Aber der John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler weiß Reicheid und berät mich.
Gestern hab' ich mit ihm meine Angelegenheiten besprochen. Er hat dazu meine letzten Zigarren geraucht und meinen letzten Kornal getrunken, der John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler. Aber das sei ihm von Herzen gedankt; es lohnt sich.
Also ich hab' dem John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler ganz ehrlich alles gesagt, wie einem Reichtümer. Geerbt hab' ich von meinem seligen Vater im Jahre 1894 genau zweihundertsechzigtausendhundertunddreißig Mark 75 Pfennig. So der Tante Cornelle im Jahre 1900 dreitausendvierhundert Mark zwei alte Biedermeierkessel, ein Spinnet, einen unechten gefälschten Verlustepoch und einen Harzer Koller, der zwei Jahre später gestorben ist. Geerbt hat er nie, aber kurz vor seinem Tode ein Ei gelegt. Was meinen Verdienst betrifft.
„Dalt!“ hat der John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler gesagt. „Bleiben wir erst bei dem Reicht. Sonst wird die Rechnung zu schwert. Also zunächst: Du hast geerbt von deinem Vater Mark 42 530,75. Das war im Jahre 1894. Des sind gerade 25 Jahre her. In 25 Jahren verdoppelt sich ein vernünftig angelegtes Kapital.“
„Ja, erlaube mal“, sag' ich, „es hat sich aber nicht verdoppelt, sonst im Gegenteil. Es war nicht gut angelegt — und dann ich habe doch auch...“
Das geht die Steuer nichts an. Du hast 42 530,75 Mark geerbt — vor 25 Jahren — also hast du jetzt das Doppelte zu versteuern — macht 85 061,50 Mark.“
„Ja, aber ums Himmels willen...“
„Nicht! Geht!“
„Von diesem Zuwachs fallen — wart' mal!“ — John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler redet das sehr schwertne Problem auf der Manichette, auf der schon andere Widtinnen leben — sollen 11 213,25 Mark Zinsen und Zinseszinsen auf die Kriegslöhre — die hast du außer als Vermögenssteuer auch noch als Kriegsgewinnsteuer zu versteuern.“
„Ich? Kriegsgewinn? Das ist doch...“
„Nicht, das ist steuerrechtlich einwandfrei richtig. Weiter

— zu den zu versteuernden 85 061,50 Mark kommen jetzt Mark 1894...“
„Ja, wie denn?“
„1894 ist das Jahr, in dem du geerbt hast. Diese Zahl muß auf der Erbschaft addiert werden. Das macht also bei dir: 85 061,50 Mark plus 1894 — das sind — sagt die Manichette — 86 955,50 Mark. Das ist schreckhaft. Nun hast du von deiner Tante Cornelle 3490 Mark geerbt. Dazu kommen zwei Biedermeierkessel. Die haben jetzt einen Wert —“
„Erlaub' mal, den einen hab' ich längst veräußert.“
„Schatungen kümmern das Geht nicht...“ sind jetzt wert pro Stück 1200 Mark, macht 2400 Mark. Zu den 3490 — macht 5800 Mark, nicht wahr?“
„Ja, ja, aber — der andere Kessel ist mir beim Umzug gestohlen worden.“
„Aber du warst versichert?“
„Nein.“
„Das istert das Geht nicht...“ Dann ein Spinnet. Keulich ist eins bei Letzte mit 3000 Mark bezahlt worden.“
„Es war ein ganz alter Kasten.“
„Ganz alt — denn also 4000 Mark.“
„Es lohnt ja nicht mehr — ist bloß Dekorationsstück.“
„Dekorationsstück? Dann mußt du's außerdem zur Puzussteuer anmelden. Also — wo waren wir? Achtlich 5800 plus 4000 macht 9800. Hierzu der Verlustepoch.“
„Er ist nicht eht.“
„Was ist jetzt eht?“
„Soldat Verlustepoch ist jetzt keine 5000 Mark wert.“
„Großer Gott! Er ist überall geküßt.“
„Geht! Das erhöht seinen Wert. Verler Teppiche müssen geküßt sein. Also: 6000. Diese zu den Mark 9800 — der Tante Cornelle — macht 15 800 Mark. Blicke der Harzer Koller. Jetzt sehr selten. Es gibt in Deutschland keine mehr.“
„Das glaub' ich. Meiner ist ja auch tot.“
„Aber du hast ihn geerbt. Tod bricht Rechte — aber es ändert nichts an Erbschaften. War er dotterhalb?“
„Ja, glaube.“
„Also sehr wertvoll. Wir müssen ihn mit 200 Mark einstellen.“
„Müßiger! Es war doch gar kein Männchen. Er hat doch ein Ei gelegt.“
„Zu dem Ei komm' ich gleich. Also zunächst 15 800 plus 300 — das gibt 16 100 Mark.“
„Die Tante Cornelle wäre selber froh gewesen, wenn...“
„Gefühle spielen bei der Steuer keine Rolle. Nun noch das Ei.“
„Was für ein Ei?“

„Das Ei, das der Harzer Koller gelegt hat. Das muß nach dem heutigen Markkurs berechnet werden. Ein Ei kostet jetzt 210 Mark.“
„Aber es war doch gar kein Hühner-Ei. Es war doch...“
„Gut, daß du dich erinnerst. Da hätten wir beinahe uns einer Steuerdefraudation schuldig gemacht! Das Ei müssen wir mit 420 Mark einstellen. Macht also — 16 520 Mark von der Tante Cornelle. Zu den 86 955,50 Mark von deinem alten Herrn — macht: 103 475,50 Mark.“
„Das ist doch nicht möglich!“
„Steuerrechtlich gibt's keine Unmöglichkeit. Abgesehen, lieber Freund, — das edle, aber schlecht raffierte Anstis meines Freundes John David Sülsheimer in Firma Brümblüs und Silberadler umwölkte sich. Ich würde dir raten, gleich bei der Steuerklärung anzugeben, daß der kanarische Bonel unmittelbar nach Legung des Eis gestorben ist und vor seinem Tode ein zweites nicht gelegt hat. Sonst gibt's eine Rückfrage.“

Der Schäfer.

(Eine tragische Geschichte von Martin Detering.)

Heute hab' ich draußen in der Landeinamkeit einen Schäfer seine Herde weiden.
Er stand da, wie er im Buche steht.
In jedem Lelebuch kann man ihn sehen, mit weißem Bart, mit rundem Hut, auf seinen langen Stab gelehnt; zu seinen Füßen der treue Hund, hingelauert, aber wach am.
So stand der Schäfer da und schaute stumm über seine Herde hin, die im Grünen weidete, und schaute darüber hinweg auf die Lämmerwölkchenbinde hin, die am blauen Himmel weidete, und schaute womöglich noch höher darüber hinweg in eine ferne, ferne Welt hinein, wo eine schneeige Herde auf roten roten Hügel Passam suchte.
Wer weiß, was so ein Schäfer alles träumt!
Ich trat auf ihn zu, begrüßte ihn freundlich und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein.
Detaileiden schien er zu kennen.
Ich fragte ihn meheres.
Er antwortete.
Ich fragte ihn, ob er Frau und Kinder hätte.
Nein, nur Hämmerl und Schafs.
Ob er alle seine Schafe einzeln kenne.
„Nein!“ sagte er und maß mich mit einem großen Blick von oben bis unten.
Ich fragte ihn, wann er sich zuletzt gewaschen hätte.
Er wußte es nicht mehr.

Frauen-Zeitung

Begehrte Witwen. Die Zahl der Eheschließungen, in denen die Braut eine Witwe ist, ist gegenwärtig in allen Ländern sehr hoch. Das Eheglück der „Kriegswitwen“ ist la...
* Begehrte Witwen. Die Zahl der Eheschließungen, in denen die Braut eine Witwe ist, ist gegenwärtig in allen Ländern sehr hoch. Das Eheglück der „Kriegswitwen“ ist la...

Welt und Wissen

Wie unser Tee entsteht. Wie wenige wohl von denen, die alljährlich ihren Tee trinken, wissen etwas von der Gewinnung dieser wohlschmeckenden Blätter. Es sind aber eine ganze Menge von Maßnahmen nötig, um die grünen Blätter in den trockenen schwarzen Stoff zu verwandeln, den wir beim Kaufmann erhalten. Früh am Morgen beginnen die Kulturfrauen in der Teepflanzung mit dem Blüden, am besten dann, wenn der Nachttau bereits aufgelassen wird und die Feuchtigkeit den Blättern nicht mehr nachteilig sein kann. Mit beiden Händen lösen die Arbeiterinnen zu gleicher Zeit erstaunlich schnell die Blätter ab, und zweimal am Tage werden die Erträge jeder Pflanzung gewöhnlich gemoggen und zu Haufen gesammelt. Dann werden sie fortgeschafft und in bestimmten großen offenen Häusern zum Welken auf flachen Bambuskörben ausgebreitet. Bei günstiger Witterung sind die Blätter schon am nächsten Morgen völlig welk; doch dauert es auch manchmal länger, und es ist von höchster Wichtigkeit, den richtigen Augenblick abzuwarten, denn wenn man den Welkprozess zu lange ausdehnt, werden die Blätter braun und schwarz. Durch das Welken sind die Blätter für die nun beginnende Bearbeitung geeignet gemacht. Die Blätter werden sodann auf sogenannten Kollischen etwa 20 Minuten zerollt und dadurch soweit gequetscht, daß die verschiedenen flüchtigen Bestandteile der Zelleninhalte sich vermischen. Die gerollte Masse kommt zur Scheidung der groben und feinen Blätter und zur Reinigung von anhaftender Erde in Siebe, wird dann auf geflochtenen Tellern ausgebreitet und mit feuchten Tüchern bedeckt, um das Austrocknen zu verhindern. Nach 2-3 Stunden ist die Blattmasse rotbraun gefärbt und wird nur noch einmal gerollt, jedoch nur 10 Minuten. Dann erfolgt das Trocknen, das möglichst in der Sonne geschieht und dann noch einmal gründlich in sehr feinnoll gebauten Trockenschälern bei 100 Grad Celsius vorgenommen wird. Ist die Blattmasse getrocknet oder vielmehr „gebräut“, dann wird sie in andern Maschinen zerkleinert, geht durch eine Reihe von weiteren Sieben, die sie sortieren und ist nun nach der Verpackung fertig, um verschifft zu werden.

Farbenspiele des Meeres. Wenn man das Meerwasser in eine vollkommen durchsichtige und farblose Base gießt, so erscheint es selbst auch völlig klar. In der Natur dräuben aber nimmt es eine große Zahl schönster Färbungen an, von denen die häufigste bekanntlich das herrliche Azurblau ist. Diese Farbenspiele der See werden durch die Filtrierung der Sonnenstrahlen durch die zahllosen kleinen Salzkörnerchen, die im Wasser schwimmen, hervorgerufen. Das Mitteländische Meer, das eine ungewöhnlich große Zahl dieser Salzkörnerchen enthält, strahlt in der tiefsten Bläue. Auch die Polar-meere haben nach den Schilderungen der Forscher eine glänzende ultramarineblau Farbe, ebenso das Wasser des Atlantischen Ozeans am Äquator, während der Stille Ocean sich fast dem Indio nähert. Alle diese vier Meere gleichen sich jedoch darin, daß in der Nähe der Küste die Farbe sich ändert und grün wird, oft ein so starkes Grün, daß es fast schwarz erscheint. Wenn das Wasser bewegt ist, wandelt sich das Grün zu einem bräunlichen Ton, bei einem ruhigen Sonnenuntergang leuchtet die Oberfläche in einer ganzen Galla der zartesten Färbungen, Rosa, Lotos, Smaragd und Purpur. Es gibt auch örtlich begrenzte Ursachen, die die Farbe des Seewassers beeinflussen und ihnen an bestimmten Stellen eine ausserordentliche beständige Schattierung verleihen. Ein Grund von weißem Sand ruft eine grünliche oder arzelgrüne Farbe hervor. In der Bai von Loango erscheint das Wasser infolge des roten Grundes in einem tiefen Rot. Rings um die Küsten von Neuzeeland gibt es Meeresstellen, an denen zahllose schwimmende rote Tierchen eine Karminfärbung des Wassers zur Folge haben. An den Küsten Japans ist die See gelb, und weißlich von den Kanarischen Inseln hat sie ein kühnes Grün. Im Hafen von Lima in Peru ist das Meerwasser olivfarben, während in der Nähe des Kap Palmas und längs des Golf von Guinea das Schiff oft durch eine See von Milch zu fahren scheint. Alle tropischen Meere nehmen gelegentlich die Farbe des Feuers an; man nennt die Erscheinung Phosphoreszenz und sie wird durch Tausende von schwimmenden Tierchen oder durch die Körper gemisser Fische hervorgerufen.

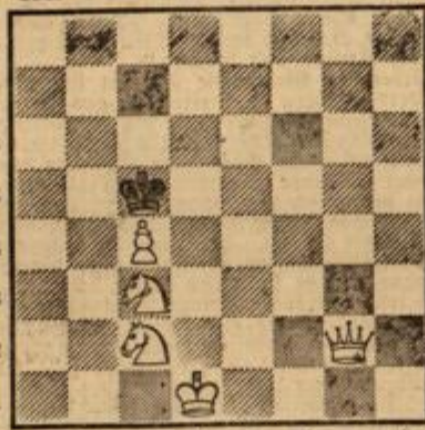
Romantisches vom Paradiesvogel. Der Paradiesvogel ist stets als eins der buntesten Wunder gezeichnet worden, die die unerlöschliche Natur geschaffen. Man hat diese Tiere mit ihren strahlenden Federkronen als „lebende Juwelen“ bezeichnet, den verschiedensten Arten die Beinamen des „Goldenen“, des „Smaragdnen“, des „Anderleuchtlichen“ verleiht. In früheren Zeiten war dieser Wundervogel, in dem noch die Herrlichkeiten der paradiesischen Tierwelt erhalten blieben, von einem Schwimmer romantischer Legenden umgeben. Man erzählte, daß der Paradiesvogel niemals die Luft verließ, und daß er, wenn er ferde, zur Sonne aufzöge, um sich mit ihr zu vermählen. Diese ätherischen Wesen, die für jede Berührung mit unserer irdischen Erde zu gut schienen, ließen sich nach diesen Sagen von den Vögeln tragen; die Weibchen legten ihre Eier auf die Rücken der Männchen und setzten sich dann darauf, um sie auszubrüten. Sie wollten sich nur vom reinen Himmelsstau nähren und die Tropfen auffangen, bevor sie durch Berührung mit der Erde verunreinigt wurden. Berühmte alte Naturforscher behaupteten dagegen, die Vögel ruhnten sich gelegentlich aus, indem sie sich mit ihren Schwänzen an einen Zweig hängten und dann mit dem Kopf nach unten schliefen. Allgemein war man der Ansicht, daß der Paradiesvogel keine Nüsse habe; wozu sollte er sie auch rauchen, da er niemals den Boden betrat? Selbst der große Linné war noch dieser Ansicht und gab daher in seinem System dem Paradiesvogel den Namen des „Kuhlohn“. Paradiesapoda. Diese Anschauung mag wohl daraus entstanden sein, daß die Gefieder der Vögel, die nach Europa gelangten, von den Eingeborenen in der Weise hergerichtet wurden, daß sie die Nüsse abschneiden und den Körper des Vogels über einem Feuer trocknen. Daher waren alle Exemplare, die nach dem Westen kamen, kuhlos. Aber auch noch heute besitzt der Paradiesvogel, durch die Färbung aller Sagen entkleidet, seine Romantik, und es gibt kein herrlicheres Schauspiel in der Naturgeschichte als die Tänze des roten Paradiesvogels, die Dr. Wallace beschrieben hat: „Etwa 20 reichgefiederte Vögel finden sich zusammen, breiten ihre Gefieder aus, strecken ihre Hälse vor und lassen nun die wie Edelsteine leuchtenden Federn in einer beständigen Bewegung hin- und herschüttern. Dabei fliegen sie im Zustand größter Erregung von Zweig zu Zweig, so daß der ganze Raum von wogenden Federn erfüllt ist und von einem überirdischen Feuerwerk schöner Farben zu krollen scheint.“ Bei diesen Tänzen werden die Tierchen von den Eingeborenen mit Pfeilen für den europäischen Markt erlegt. Alle Braut und alle Romantik aber sind auf dem männlichen Vogel vereinigt; das Weibchen ist ein beschiedenes trübennähliches Tierchen, in ein schmutziges Braun gefleckt.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweller.

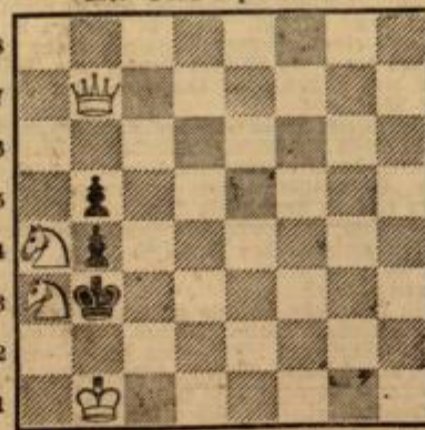
216. Frau Edith Elina Helen Baird.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kd1, Dg2, Sc2, c3, Bc4; Schwarz: Kc5.

217. Frau Sophie Schett.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kb1, Db7, Sa3, a4; Schwarz: Kc3, Bc4, c5.

216. „Dies preisgekrönte Problem beweist, daß Frauenlist auch im Schachspiel ihre Triumphe feiert.“ 217 ist auch recht witzig und spitzig.

Partie Nr. 82.

(Gespielt in Scarborough, mit einem Schönheitspreis gekrönt.)

Weiß: Fr1, Taylor; Schwarz: Frau Hedding.

- 1. d4, b6; 2. Sf3, Lb7; 3. e3, e6; 4. e4, Sf6; 5. Le2, Le7; 6. Sc3, 0-0; 7. 0-0, d6; 8. b3, Sb7; 9. Lb2, Se8; 10. e4, f5; 11. e, Tb8; 12. ed, Ld6; 13. d5, ed; 14. Sxd5, Sd6; 15. Sxf6, Sxf6; 16. Se5, Te8; 17. f4, Lc5+; 18. Kh1, Se4; 19. Dxd8, Tbxd8; 20. Lf3, Sg3+; 21. hg, Td6; 22. Sg4, fg; 23. Lxg4, Th6+; 24. Lh3, Th3#. Eine von Schwarz sehr kühn und fein gespielte Partie.

Die Frau und das Schach.

„Nie wird blühtigen Geist das Schachspiel dauernd gewinnen, — tieferen Denkens bedarfs, um sich an ihm zu erfreuen. — Darum ist auch der Mann dem edlen Spiele gewogen, — aber das tadelnde Weib schilt es Vergeudung der Zeit.“ (Max Schröter.) — Die meist recht zweifelnde Meinung der Männer von der Begabung der Frauen für das edle Brettspiel findet in diesem Distichon einen scharfen und wenig galanten Ausdruck. Aber auch sonst ist in der Schachliteratur mehrfach die Ansicht vertreten, daß niemand so selten an die Reize des Schachs glaubt als die Frauen, ja daß „sie meist einen Widerwillen gegen das Schach haben und diesen auch gerne äußern.“ Schachmeister Tartakower halt diese starken Schlüsse für unrichtig; „D-r einzige Grund, warum es die Frau auf dem Schachbrette noch zu keiner Virtuosität gebracht hat, liegt wo l darin, daß das Schach keine eigentliche Kunst ist, sondern auch einen Kampf darstellt, einen Sieg erstrebt, zu dessen Erreichung eine gewisse Rücksichtslosigkeit gehört, eine Eigenschaft, die dem holden Geschlechte viel zu wenig eigen ist.“ Dem widerspräche aber, daß die Frauen auf dem Gebiete des körperlichen Sportes hervorragende Leistungen aufweisen und manche Meisterschaften haben. Im Schach hat bis jetzt noch keine Frau die Meisterwürde erlangen können. Als im vorigen Jahre anläßlich des Berliner Schachkongresses auch ein Damenturnier stattfand, wandte sich der Leiter der Schachsparte einer großen Berliner Zeitung dorthin um Überlassung einiger schönen Partien. Er erhielt von einem Schachmeister die betrübliche Antwort, daß keine der Partien „publikationsfähig“ sei. Die Beteiligung der Frauenwelt am Schach bleibt denn auch gering; eine rühmliche Ausnahme machen die anglo-amerikanischen Länder, wo fast in allen Städten Damen-Schachklubs mit zahlreichen Mitgliedern bestehen. Mehrfach schon haben Dam'n-Schachturniere stattgefunden mit Austragung der Damenmeisterschaft, das bedeutendste 1897 in London. 20 Damen vertraten 9 Länder (Deutschland 2; eine Engländerin gewann mit 18 1/2, von 19 Partien den wohlverdienten ersten Preis, eine Italienerin mit 15 1/2, den zweiten Preis. Aber das ungewohnte Spielen nach der Schachuhr, das Notieren der Züge und eine gewisse nervöse Raschheit ließ das Spielniveau der Damen nicht zur Höhe kommen und verschuldete manches Versehen. „Der Kultus der Göttin Caissa ist eben sehr rigoros.“ Auf dem Gebiete der Problemlösung haben einige Frauen Hervorragendes geleistet; wir nennen hier zuerst Mrs. Baird, der in England der Titel „Queen of Chess“ (Schachkönigin) beigelegt wurde, nachdem 1910 eine Prachtausgabe ihrer 700 meist sehr scharfsinnigen Probleme erschienen war. Unter deutschen Schachdichterinnen hat sich besonders Sophie Schett einen Namen gemacht. Wir kommen zum versöhnlichen Schluß, daß es den Frauen keineswegs an Begabung für das Schachspiel fehlt, aber vielleicht an der Eigenschaft, sich für die Länge des Spieles ganz von der Umwelt mit ihren Nichtigkeiten abzuwenden, um ganz aufzugehen in den Wichtigkeiten einer seltsamen Kleinwelt, die auf dem schwarz-weißen Brette mit seinen toten und doch so lebensvollen Figuren in sich aufbaut. — Der Wiesbadener Schachverein, d-r auf seine bis jetzt vier Schachdamen sehr stolz ist, würde sehr gerne einen Zuwachs von Damen begrüßen, denn „wenn das Schach das Leben verschönert, so verschönert die Frau das Schach.“

Neue Bücher

Einar Mittelien: „Schawain, der Gelimo“. Ein Erlebnis aus Alaska. (Goldendolcher Verlag, L.G., Berlin.) In diesem Buch legt der bekannte Polarforscher sein zweites erzählendes Werk vor. In gewaltigen, felsenprächtigen Bildern malt er das Leben der Eskimos an der Eisüste Alaskas. Durch die Schilderung ihrer häuslichen Sitten, ihrer Jagden und Kämpfe zieht sich der Faden einer spannenden Erzählung von dem Schiffal Schawain und seines Weibes Isaturat, einer Erzählung, die Mittelien auf seiner letzten Reise aus dem Grunde des Jellens selbst vernommen hat. Das Buch zeigt aber auch den Zusammenstoß der europäischen Zivilisation mit der primitiven und felsenhaften Kultur des nordischen Naturvolkes und die Auslösung. Unzufriedenheit und Demoralisation, die diesem Zusammenstoß folgen. Der tiefe ethische Gehalt, der der Erzählung zugrunde liegt, macht dieses Werk Einar Mittelien auch in hohem Grade für die reifere Jugend geeignet. Wilhelm Sped: „Zwei Seelen“. 33-37. Tausend. (Berlin, Martin Borne.) Nur ein edler Dichter und Künstler konnte uns so ein Buch schreiben. In ihm ist Form und Inhalt von gleicher glühender Schönheit. Ein junger, früh in unruhige Hände geratener Mensch, der er unter jenseitigen Namen angeht, um hinter Gefängnismauern sein Leben zu Ende zu leben. — Wie der Spiegel eines Alpines jede Bewegung unten wirksamer Mächte widerspiegelt, gibt Sped's Stil auf jeder Seite jedem Hauch nach, bei der Handlung wie des Gewand den Status der feinsten Bildner. Das Buch des Dichters, der täglich sein 60. Lebensjahr vollendet, verdient es, aufs neue in Erinnerung gebracht zu werden. „Silmanns Universal-Atlas“. Ausgabe 1921, bearbeitet von Alois Fischer, 62 Tafeln und 48 Seiten Text. (Verlag von G. Freytag u. Berndt, Wien, VII.) Ein seit langen Jahren schon als vielseitiges Nachschlagewerk bekanntes Werk, dessen neue Ausgabe in ihrer vollständigen Umarbeitung unter anderem folgende Zusammenstellungen über die Ergebnisse des Weltkrieges, über die neu entstandenen wie über die bisherigen Staaten usw. gibt. Das Werk bietet außerdem eine Fülle statistischer Daten auf Grund neuer amtlicher Quellen über alle Staaten der Erde, auch die infolge des Weltkrieges neu entstandenen. Es finden sich Größe, Bevölkerung, Nahrungs- und Genußmittel, Eisen und Kohle, Eisenbahnen und Schifffahrt, Kabel- und Funkstationen, Städte nach Einwohnerzahl verglichen, Handel, Kolonialbesitz, nationale und Religionsverhältnisse, sowie eine Reihe von Tabellen über den Weltkrieg.

haben und diesen auch gerne äußern.“ Schachmeister Tartakower halt diese starken Schlüsse für unrichtig; „D-r einzige Grund, warum es die Frau auf dem Schachbrette noch zu keiner Virtuosität gebracht hat, liegt wo l darin, daß das Schach keine eigentliche Kunst ist, sondern auch einen Kampf darstellt, einen Sieg erstrebt, zu dessen Erreichung eine gewisse Rücksichtslosigkeit gehört, eine Eigenschaft, die dem holden Geschlechte viel zu wenig eigen ist.“ Dem widerspräche aber, daß die Frauen auf dem Gebiete des körperlichen Sportes hervorragende Leistungen aufweisen und manche Meisterschaften haben. Im Schach hat bis jetzt noch keine Frau die Meisterwürde erlangen können. Als im vorigen Jahre anläßlich des Berliner Schachkongresses auch ein Damenturnier stattfand, wandte sich der Leiter der Schachsparte einer großen Berliner Zeitung dorthin um Überlassung einiger schönen Partien. Er erhielt von einem Schachmeister die betrübliche Antwort, daß keine der Partien „publikationsfähig“ sei. Die Beteiligung der Frauenwelt am Schach bleibt denn auch gering; eine rühmliche Ausnahme machen die anglo-amerikanischen Länder, wo fast in allen Städten Damen-Schachklubs mit zahlreichen Mitgliedern bestehen. Mehrfach schon haben Dam'n-Schachturniere stattgefunden mit Austragung der Damenmeisterschaft, das bedeutendste 1897 in London. 20 Damen vertraten 9 Länder (Deutschland 2; eine Engländerin gewann mit 18 1/2, von 19 Partien den wohlverdienten ersten Preis, eine Italienerin mit 15 1/2, den zweiten Preis. Aber das ungewohnte Spielen nach der Schachuhr, das Notieren der Züge und eine gewisse nervöse Raschheit ließ das Spielniveau der Damen nicht zur Höhe kommen und verschuldete manches Versehen. „Der Kultus der Göttin Caissa ist eben sehr rigoros.“ Auf dem Gebiete der Problemlösung haben einige Frauen Hervorragendes geleistet; wir nennen hier zuerst Mrs. Baird, der in England der Titel „Queen of Chess“ (Schachkönigin) beigelegt wurde, nachdem 1910 eine Prachtausgabe ihrer 700 meist sehr scharfsinnigen Probleme erschienen war. Unter deutschen Schachdichterinnen hat sich besonders Sophie Schett einen Namen gemacht.

Wir kommen zum versöhnlichen Schluß, daß es den Frauen keineswegs an Begabung für das Schachspiel fehlt, aber vielleicht an der Eigenschaft, sich für die Länge des Spieles ganz von der Umwelt mit ihren Nichtigkeiten abzuwenden, um ganz aufzugehen in den Wichtigkeiten einer seltsamen Kleinwelt, die auf dem schwarz-weißen Brette mit seinen toten und doch so lebensvollen Figuren in sich aufbaut. — Der Wiesbadener Schachverein, d-r auf seine bis jetzt vier Schachdamen sehr stolz ist, würde sehr gerne einen Zuwachs von Damen begrüßen, denn „wenn das Schach das Leben verschönert, so verschönert die Frau das Schach.“

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Besuchskartenrätsel.

Was ist der Herr?

Erich van Segurs

Gent.

Silbenstreichrätsel.

Bohle, Neger, Mönchen, Theben, keinerlei, Erfurt, folgsam. In jedem der vorstehenden Wörter ist je eine Silbe zu streichen, welche zusammen ein Sprichwort ergeben.

Worträtsel.

Mit F es der Gefangene trägt, Mit N als Kleid die Damen, Im Wort mit S sitzt du vi leicht, Mit K steht's über Flammen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 434.

Diamanträtsel: V, See, Panna, Schilda, Venizelos, Spiegel, Wolle, Lot, S. — Wanderrätsel: Hütte, Hüte, Güte, Gute, Gut, Hut, Haut, Haus. — Zahlenrätsel: Fachzeitung, Aachen, China, Hahn, Ziege, Esen, Innung, Tag, Uhu, Nachen, Geiz. Richtige Lösungen sandten ein: Toni Sommer in Sonnenberg, Hans u. Fritz Dumrat in Striata-Margaretha, Erna Borchardt in Buxtehude.